17-133

Unsere Heimat

Friedhofserinnerungen.

Von Hans Spielberg-Köslin.

III.

Am Grabe Wilhelm Freydanks, des Waffengefährten Theodor Körners.

Das Leben gilt nichts, wo die Freiheit fällt,
Was gibt uns die weite, unendliche Welt
Für das Vaterlands heiligen Boden?
Frei woll'n wir das Vaterland wiedersehn,
Oder frei zu den glücklichen Vätern gehn!
Ja, glücklich und frei sind die Toten. —

Auf dem alten Friedhofe, unmittelbar am Wege, der von dem kleinen Hause des Wärters nach dem Schützengarten zu führt, liegt unweit der — schon seit Jahren nicht mehr gebrauchsfähigen — Pumpe, jedoch zur rechten Hand, ein flacher, breiter Hügel. Neben seiner Lebensgefährtin ruht dort ein alter Kämpfer der Freiheitskriege von seinem Erdendasein aus.

„Wilhelm Freydank
geb. 31. Januar 1788,
gest. 25. April 1859."

ist auf dem hohen Eisenkreuze zu lesen.

Was ist es, das mich immer wieder zu diesem efeuumrankten Grabe hinzieht und mich in Sinnen und stiller Andacht vor ihm Halt machen läßt? Ist es bloß die Erinnerung an einen Heldenjüngling, der gleich unserem Theodor Körner im kleidsamen Waffenrock der schwarzen Jäger vor mehr als hundert Jahren auszog, um für das Vaterlandes Freiheit einzutreten? Ist es der Umstand, daß er den todwunden Sänger der Freiheitskriege aus dem Kampfe rettete und aus der Hand des Sterbenden die „Eisenbraut" zum Andenken erhielt? — Oder ist es das Bewußtsein, daß die heutige Zeit jenen Tagen der Schmach, jenen Jahren Deutschlands tiefster Erniedrigung so gewaltig ähnlich sieht? —

Meine Gedanken schweifen elf Jahrzehnte zurück. Es ist der 26. August 1813. Ein feindlicher, unter starker Infanteriebedeckung ankommender Wagenzug ist unweit Schwerin den Lützowern gemeldet. Es gilt ihn abzufangen. Darum drauf und dran! — Das ist Lützows wilde, verwegene Jagd. Doch lassen wir den Freiwilligen in der Lützowschen Freischar, den späteren Sekonde-Lieutenant Freydank selbst erzählen. Er schreibt in einem — bisher noch ungedruckten Briefe — seinem Könige das Folgende:

„Am 26. August desselben Jahres nahmen wir auf der Straße von Schwerin nach Gadebusch bei dem Dorfe Rosenberg eine feindliche Wagenkolonne. Ein Theil der feindlichen Infanterie hatte sich in eine nahe Schonung geflüchtet und beim Verfolgen wurde der Graf Hardenberg, der Volonteur Carus und Lieutnant Körner erschossen. Der Letztere hielt sich noch eine kurze Zeit auf dem Pferde, dasselbe ging aber unter ihm fort; ich nahm den schwer verwundeten Körner auf mein Pferd und erhielt von Lützow den Befehl, ihn ins Lager nach Weblow und Lieblow zu bringen. Der damalige Oberjäger Hellfritz aus Blümke begleitete uns und Körner, seinen nahen Tod voraussehend, vermachte meinem Begleiter Brieftasche und Siegelring, mir aber seinen Säbel, und kurze Zeit nachher hatte er geendet, und seine Seele laut Gott befohlen. Am folgenden Tage wurden Körner, Hardenberg und Carus in Weblow zur Erde bestattet." — Soweit Freydank. Zwei Fußjäger, gelernte Tischler, hatten einfache Särge gezimmert; im Schatten zweier hohen Eichen sollten die drei Gefallenen ihre letzte Ruhestätte finden. — „Unter gedämpftem Trommelschlag", schreibt ein anderer Waffengefährte Körners, „trugen wir unserm geliebten Theodor zur Ruhestätte, die wir ihm mit eigenen Händen, von unseren Thränen benetzt, gegraben hatten. Daneben waren die Gräber zur Aufnahme der anderen Kameraden gegraben. Wegen der Nähe des Feindes hatte Wallmoden eine Ehrensalve aus Geschütz und Gewehr untersagt; so senkten wir ihn unter Anstimmung des Gebetes: „Vater, ich rufe dich!" in die Gruft und schieden nach der Einsenkung mit dem Abschiedsgruße: „Das war Lützows wilde, verwegene Jagd!"

So starb Theodor Körner, Deutschlands Sänger der Freiheitskriege, erst 22 Jahre alt. Auch die meisten seiner Waffenbrüder standen noch in solchem jugendlichen Alter. Das waren Heldenjünglinge von 1813. Und ich denke an die Regimenter unserer jugendlichen Kriegsfreiwilligen, welche — etwas über 100 Jahre später — mit Liedern auf den Lippen in den Tod gingen. Heldenjünglinge von 1914 und 1915. —

Bis zur Niederwerfung des Korsen und seiner Verbannung nach Elba sehen wir dann unseren Freydank unter den Streitern. Darauf trat er als Landwirt ins Bürgerleben zurück. „Bei der Nachricht", — so fährt er dann in seinem Schreiben fort — „daß Napoleon wieder in Frankreich gelandet sei, eilte ich auch wieder freudig zu den Fahnen, und nachdem ich mich vollständig equipiert hatte, erhielt ich von dem General v. Horn eine Marschroute von Magdeburg zur Armee, die ich in Charleroi traf, und trat beim 6. Ulanen-Regiment 3. Eskadron als Volonteur-Unteroffizier ein. Nach mehreren unbedeutenden Gefechten auf der Straße nach Brüssel, zogen wir uns nach Namur zurück. In der Schlacht bei Ligni wurde mein Kommandeur v. Kropff erschossen, und der Oberst v. Lützow gefangen genommen. Hier war es, wo ich und der Unteroffizier Schneider den Fürsten Blücher unter einem todtem Pferde liegend traf, und den wir hervorzogen. Blücher ritt darauf auf dem Pferde des p. Schneider nach Titti, wir begleiteten ihn. wurden von französischer Kavallerie angehalten, und ich erhielt, nachdem meine Lanze zerbrochen war, einen Hieb in den Kopf und Hand. Auf dem Marsche nach Paris fielen noch mehrere Gefechte vor, namentlich bei Versailles und St. Cloud und wir rückten am 7. Juli in Paris ein."

Nach Beendigung der Freiheitskriege 1815 wurde Freydank wieder Landwirt im Westpreußischen, dann in Wolenthin und später in Schwellin in der Nähe Köslins. In hohem Alter zog er nach Köslin, wo er auch starb. Als heiliges Erbe hatte er Körners Eisenbraut, den Reitersäbel, stets in Ehren gehalten. Wenn mitunter fürstliche Besuche in Köslin weilten, wurde ihnen die Waffe ins Zimmer gehängt. Darunter pflegte dann der Bennigsche Vers zu prangen:

„Dies gute Schwert schwang Körners Hand,
Der für das deutsche Vaterland gesungen und geblutet,
Sein letztes Lied erklang dem Schwert
Als blühend noch und unversehrt
Sein heilger Quell geflutet.
Sein Blut hat dieses Schwert geweiht,
Den Sänger krönt Unsterblichkeit."

Als 1863 das kleine Körnermuseum in Wöbbelin im Mecklenburgischen, wo Körner fiel und begraben liegt, eingerichtet wurde, gaben die Kinder Freydanks den Reitersäbel dorthin ab. 50 Jahre später, zur Erinnerungsfeier an die Freiheitskriege 1913, kam dann der Säbel auf Veranlassung des Vereins für Heimatkunde während weniger Tage noch einmal nach Köslin, wo er mit verschiedenen anderen Erinnerungsstücken aus der Zeit der Freiheitskriege ausgestellt wurde. Körners Eisenbraut ist ein ganz gewöhnlicher Reitersäbel, derb und handfest. Unsere Reiterei trug noch vor etwa 15 Jahren genau solche Säbel. Nichts Sonderliches ist an Körners Waffe vorhanden. Sein in Goldschrift auf der Klinge stehender Name ist jedenfalls erst nachträglich dort angebracht. Nicht allein für die Mecklenburger, sondern für alle wahrhaft Deutschgesinnten ist Theodor Körners Schwert auch heute noch ein Heiligtum, eine teure Erinnerung an den Helden und Sänger, an seine Kampfgenossen und an jene große Zeit, da Deutschland sich aus seiner tiefen Erniedrigung wieder aufraffte. Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung — so damals, so auch heute. Das Deutschland von heute mit seinem Wuchergeist, dem Geist eines Judas Ischarioth, mit seiner Zerrissenheit, seinem Parteizwist, seiner Würdelosigkeit, seiner Schlemmerei und Genußsucht jener Schieber und Neu-Reichen bei bitterster Not und Entbehrung der Allgemeinheit, seiner politischen und sittlichen Schlaffheit — fürwahr zum Ergötzen, zur Schadenfreude, zum Spott und Hohn seiner Nachbarn, — Deutschland, seinen äußeren Feinden gegenüber ohnmächtig, zerschlagen, geknechtet! Ist es denn noch wirklich Deutschland, unser Deutschland, unsere heilige Heimat?! — —

„Ja, glücklich und frei sind die Toten!" — Körner sprach es einst in bitterböser Zeit unseres Vaterlandes. Wir verstehen es heute. — Wohl euch, ihr deutschen Landesbrüder, die ihr im Norden und Süden, im Westen und Osten im Kampfe gegen die ganze Welt gefallen seid! Wohl euch, daß ihr die Schmach und Schande unseres Vaterlandes nicht mehr erleben brauchtet. Wahrlich, man könnte dich, alter Freydank, du Waffengefährte Theodor Körners, um deine Grabesruhe beneiden. Und dennoch — der Geist eines Körners, eines Ernst Moritz Arndt, eines Fichte, der Geist unserer deutschen Jugend von 1813 lebt, lebt immer noch. — Wir wollen uns die Erinnerungen an die große Vergangenheit nicht nehmen lassen. Gerade jetzt in den Tagen der Erniedrigung tun uns Rückblicke not. Freilich nicht wehmütiger Klage wollen wir uns hingeben. Unerschütterliches Gottvertrauen wird uns Kraft verleihen. Lassen wir uns nicht durch das Schicksal niederbeugen. In der Treue und Opferwilligkeit, in der Hingabe an das große Ganze, in der heiligen Begeisterung für Einigkeit und Recht und Freiheit liegt die wahre deutsche Art. Deutsche zu sein und zu bleiben, das sei unsere höchste und heiligste Pflicht. Die deutsche Heimat wollen wir lieben mit allen Fasern unseres Herzens. Ihre Schönheit wollen wir schauen und Kraft schöpfen an den Quellen

deutscher Natur. Auch unsere Jugend, von den Schlacken gesäubert, wird für Deutschlands Wiedergeburt und Freiheit zu kämpfen und zu sterben wissen. Das Morgenrot einer besseren Zeit wird unserem Vaterlande wieder beschieden sein. Deutschland darf und wird nicht untergehen.

Köslin in einem Reisetagebuch von 1590.

Von Dr. Schulz-Köslin.

Im Jahre 1590 hat ein Johann David Wunderer aus Straßburg, der 1588 studierenshalber nach Rostock gekommen war, von dort aus verschiedene Reisen nach Dänemark, Rußland und Schweden unternommen und über diese Reisen tagebuchartige Aufzeichnungen gemacht. Die Berichte sind bereits vor langer Zeit im Frankf. Archiv für ältere deutsche Literatur und Geschichte II, 1812, S. 171—255, abgedruckt worden. Einen Auszug aus dem Bericht über die „Reyße nach Moschaw (Moskau) bringt Geh. Rat Dr. Wehrmann in den „Monatsbl. der Ges. f. Pomm. Gesch. u. Altertumskunde, Nov. 1922", soweit dieser auf Pommern Bezug hat.

Die Reise geht 1590 den 3. März von Rostock los und führt über Demmin, Anklam, Ueckermünde zunächst nach Stettin, wo die Reisenden am 23. März ankommen. Es geht dann am 25. 3. weiter über Damm, Gollnow, Naugard, Plathe bis „Cörlin, ein stättle", dann bis „Bütscher (Biziker) 2 Meil.

Den 28. Martii auf Cöslin, eine Statt, 3 Meil. Daselbst Hertzog Casimiri des Administratoris des Bischtumles Cöslin Hofhaltung, waren wir vom Cantzler Doctor Christian Schwartz gehn Hoff geführt und nach gehaltener Mahlzeit in die Fürstliche Gemach. Im Hof sahen wir ein Riesen schwerdt, uf sieben Schritt lang, einer Handt dick, daß von einem Bauern mit dem pflug soll gefunden worden sein. Von dannen reiseten wir über den Colberg (Gollenberg) zwei meil, Schlag (Schlawe) ein stättle, 3 meil, an der Wipper gelegen . . . ."

Die Aufzeichnung führt uns in die Glanzzeit unserer Heimatstadt als Residenz der evangelischen Bischöfe aus dem pommerschen Greifenstamme, der 1556, nach dem Tode des letzten vom Papste bestätigten Bischofs Martin von Weyher, den erledigten Bischofsstuhl mit einem Fürsten seines Hauses, dem Herzog Johann Friedrich besetzt hatte. Da der Herzog erst 14 Jahre alt war, lag die Verwaltung des Bistums zunächst in den Händen zweier Statthalter. Erst seit 1560 hat er persönlich der Verwaltung größere Aufmerksamkeit gewidmet und offenbar auch seinen Wohnsitz in Köslin selbst genommen. Da mehrere Urkunden aus dieser Zeit „in unserer Stiftsstadt Köslin im Kloster" ausgestellt sind, müssen wir annehmen, daß er in dem damals schon recht baufälligen, ehemaligen Jungfrauenkloster residierte. Nach vorübergehender Abwesenheit im kaiserlichen Kriegslager und am Hofe zu Wolgast läßt er 1568 in Köslin an der Stelle des alten Klosters, da, wo heute die Loge und das Amts- und Landgerichtsgebäude stehen, ein stattliches Schloß errichten, von dessen Aussehen nach der Stadtmauerseite zu wir uns nach der Stadtansicht auf der Lubinschen Karte (siehe Abbildung in 1922, Nr. 10 dieser Beilage), ein ungefähres Bild machen können. Das Schloß wurde bekanntlich mit ein Opfer der großen Feuersbrunst vom 11. 10. 1718. Johann Friedrichs Nachfolger als Fürstbischof von Cammin wurde 1574 sein in obigem Reisebericht genannter Bruder Casimir, der nun den größten Teil seiner Zeit, wenn auch nicht in Köslin selbst, so doch auf seinen Landgütern in der Nähe der Residenz Köslin in Bast, Streitz, Bauerhufen und später (ab 1590 oder 91) in dem von ihm erbauten Lustschloß Casimirsburg verbrachte. Ob Casimir zur Zeit des Besuches unseres Weltreisenden in Köslin selbst anwesend war, wird nicht gesagt; doch können wir annehmen, daß Wunderer es wohl erwähnt hätte, wenn Casimir zugegen gewesen wäre. Wahrscheinlich hielt er sich aber gerade wieder in dem von ihm bis 1590 bevorzugten Bast auf, um auf dem Baster See dem bei ihm so beliebten Fischfang obzuliegen. 1590 scheint auch der Bau des benachbarten Schlosses Casimirsburg vollendet worden zu sein, da aus dem Jahre 1591 bereits Urkunden von dort datiert sind. Nichts wahrscheinlicher, als daß er auch aus diesem Grunde, um die Einrichtung des Neubaues zu überwachen, sich in der Nähe aufhielt. Denn Herzog Casimir war ein Mann, der die Gemütlichkeit des Landlebens dem prunkenden Hofleben vorzog und sich auch durchaus nicht stolz von seinen Untertanen fernhielt, sondern seine Freude daran hatte, auch Bürger seiner Residenzstadt Köslin nebst Frauen und Kindern zu seinen ländlichen Festen, z. B. nach Streitz, einzuladen. Auf diesen Festen scheint zuweilen ein guter und tüchtiger Trunk das Hauptstück gewesen zu sein. Ländlich, sittlich! Auch heute soll man in Hinterpommern bei passenden Gelegenheiten einen guten Trunk nicht verabscheuen . . .

Es mag hier noch erwähnt werden, daß in diesen Tagen von Casimir auch ein ständiger Gerichtshof in Köslin eingerichtet wurde in Ausführung des Landtagsabschiedes vom 25. 10. 1589, wonach „Gericht und Canzlei hinfurdt zu Cößlin wesentlich zu halten" seien. Wenn auch der Fürst es noch vorzog, unstet auf seinen Gütern herumzuschweifen, so entwickelte sich doch gerade in jenen Tagen Köslin mehr und mehr zur Residenzstadt des fürstlichen Bistums, so daß damals der Grund gelegt wurde zu seiner späteren Bestimmung als Regierungshauptstadt von Hinterpommern.

Was es mit dem erwähnten Riesenschwert von 7 Schritt Länge und einer Hand Dicke für eine Bewandtnis habe, wissen wir nicht. Wahrscheinlich handelt es sich aber wohl um das gleiche Schwert, das Micrälius im 2. Buch seines alten Pommerlandes (Stettin 1640, S. 200) zusammen mit dem großen messingschen, späteren Nachtwächterhorn erwähnt (siehe Unsere Heimat 1923, Heft 8: Der Hünenberg bei Köslin). Die Längenangabe beruht wohl auf einem Irrtum bezw. ungenauer Angabe des Tagebuchführers, der sicher nicht 7 Schritt, sondern 7 Fuß als Länge angeben wollte. Wir können wohl als sicher annehmen, daß es sich um eins jener zweihändigen Schwerter handelt, die im 15. und 16. Jahrhundert als sogenannte „Bidenhänder" im Gebrauch waren. Sie waren nach uns erhaltenen Stücken in Waffensammlungen ungefähr so lang, daß der Knauf, wenn die Spitze auf der Erde stand, einem Manne mittlerer Größe bis zur Brust reichte (1,20—1,30 Meter). Diese Bidenhänder waren keine eigentlichen Kriegswaffen, mag auch hin und wieder ein besonders starker Mann es dort verwendet haben, sondern dienten in der Regel als Prunkwaffen.

Flurnamen in Bauerhufen.

Von Dr. Schulz-Köslin.

Bauerhufen (Kr. Köslin) wird urkundlich zuerst unter Bischof Herzog Casimir (1574—1602) mehrfach als Paurhufe erwähnt. Auffällig ist die hochdeutsche Form, die wir wohl kaum als ursprünglich ansehen dürfen. Es liegt der Gedanke nahe, daß ein gelehrter Sekretarius der bischöflichen Kanzlei den niederdeutschen Namen (etwa burhuve) so verhochdeutscht hat, wie man ja damals auch aus Sorenbom ein hochdeutsches Sorenbaum machte (siehe z. B. Bittschrift des Karsten Damitz v. 20. 2. 1606 an Bischof Franz wegen Bewilligung eines

---

Noch einmal Sorenbohm.

Von Prof. Dr. A. Haas.

In Nr. 7 und 9 des vorigen Jahrganges haben O. Knoop und ich den Namen der Ortschaft Sorenbohm als „sorer, d. i. trockener Baum" zu deuten versucht. Dabei habe ich bereits auf eine in meinen pommerschen Sagen (dritte Auflage Nr. 277) abgedruckte Volkssage verwiesen. Das ist aber, wie sich inzwischen gezeigt hat, nicht die einzige Volkssage*), die sich mit der Erklärung des auffallenden Ortsnamens beschäftigt. Aus dem Kreise Neustettin wurden mir kürzlich drei weitere Volkssagen und aus Stettin noch eine vierte Sage mitgeteilt, die sich mit demselben Thema beschäftigen und die uns von neuem beweisen, wie geschäftig die Phantasie des Volkes oft ist, um einen unverständlich gewordenen Namen zu deuten. Für diese Volksetymologie ist besonders charakteristisch die vierte Sage, die Sorenbohm aus „So 'rin in' Boom" entstehen läßt. Und diese Sage ist nicht erst in neuerer Zeit erfunden worden; sie findet sich bereits in einem Gedicht, das Professor Klauß im Jahre 1884 über die Entstehung des Ortes Sorenbohm gedichtet hat.

Die vier bisher noch nicht gedruckten Sagen mögen hier folgen.

*) Anmerkung der Redaktion: Außer dieser in der Sammlung des Herrn Prof. Dr. Haas veröffentlichten Sage ist in den von Dr. Schulz gesammelten „Ortssagen aus dem Kreise Köslin" (Unsere Heimat 1922, Nr. 1) bereits eine weitere Sage, die sich ebenfalls mit dem Namen Sorenbohm beschäftigt, zum Abdruck gelangt.

1. Die List der Mönche.

Da, wo jetzt Sorenbohm liegt, stand zur Zeit des Heidentums ein großes Wendendorf, dessen Bewohner mit aller Zähigkeit an ihrem heidnischen Glauben festhielten. Als das Christentum ins Land kam, versuchten die Mönche eines in der Nähe gelegenen Klosters lange Zeit vergeblich, die Bewohner des Heidendorfes zu bekehren; diese wollten von dem neuen Glauben nichts wissen.

Mitten im Dorfe stand damals eine alte Eiche, die die Dorfbewohner ihrem Lieblingsgotte geweiht hatten. Den Mönchen schien der Baum ein Haupthindernis für die Bekehrung der Leute zu sein, und darum wußten sie ihnen zuletzt das Versprechen abzuringen: wenn die Eiche vertrocknen würde, dann wollten sie den neuen Glauben annehmen. Nun machten sich die schlauen Mönche ans Werk und verschnitten dem Baum die Wurzeln, ohne daß die Leute etwas davon merkten. Bald ließ die Eiche die Blätter hängen, und in kurzer Zeit war sie ganz trocken geworden; da hieß es denn: „De Boom ward soor!" So ist Sorenbohm zu seinem Namen gekommen. Die Dorfbewohner sträubten sich nun auch nicht länger, den christlichen Glauben anzunehmen. (Mitgeteilt von Gertrud Mann in Neuhof.)

2. Der Holzapfelbaum.

Zur Zeit, als das Christentum in Pommern verbreitet wurde, geschah es, daß in der Nähe der heutigen Ortschaft Sorenbohm ein Kloster gegründet wurde. Eines Tages gingen die Mönche dieses Klosters spazieren und kamen auch in die Gegend, wo jetzt Sorenbohm liegt. Dort stand damals ein riesig großer Apfelbaum, dessen Früchte lustig anzusehen waren. Da es ein sonnig heißer Tag war, waren die Mönche recht durstig geworden, und als sie nun den Apfelbaum erblickten, kletterte einer von ihnen flugs hinauf und warf die Früchte den anderen Mönchen zu. Diese wollten sich die Aepfel gut schmecken lassen; aber als sie kaum den ersten Bissen getan hatten, warfen sie die Früchte voller Entsetzen fort, denn sie schmeckten bitter wie Galle — es waren Holzäpfel. Die Mönche nannten nun die dicht dabei gelegenen Gehöfte die „bei dem sauren Baum", und daraus ist im Laufe der Zeit der Name Sorenbohm entstanden. (Mitgeteilt von Gertrud Mann in Neuhof.)

3. Die Entstehung der Ortschaft Sorenbohm.

Zu der Zeit, als die Ortschaft Sorenbohm noch nicht vorhanden war, kamen Mönche in die damals noch menschenleere, öde Gegend. Zu ihrem Erstaunen fanden sie dort einen wilden Apfelbaum vor, der über und über mit Früchten bedeckt war. Da sprach der eine Mönch zum andern: „Wahrlich, wenn der Baum edle Früchte trüge, so könnte man sich veranlaßt fühlen, hier eine Ansiedlung zu begründen." Der Sprecher fand Beifall mit seiner Aeußerung, aber niemand nahm sie für Ernst. Als nun dieselben Mönche einige Tage später wieder an dieselbe Stelle kamen, da fand sich, daß derselbe Apfelbaum nicht mehr mit Höltings, sondern mit edlen, rotwangigen Aepfeln bedeckt war. Darin erkannten die Mönche einen Fingerzeig Gottes: sie erbauten an der Stelle ein Haus und richteten eine kleine Landwirtschaft ein. Diese erste Siedlung lockte bald neue Kolonisten an, und so entstand in kurzer Zeit das Dorf Sorenbohm, das sich neuerdings zu einem blühenden Badeort entwickelt hat. (Mündlich mitgeteilt von Hilde Hart.)

Standes in der Sorenbaumer Kirche; Balt. Stud. 1885, Bd. 35, S. 19). Nun finden wir jedoch auf der Karte des berühmten Professors Lubinus (soweit sie unsern Kösliner Kreis angeht, abgedruckt in „Unsere Heimat 1922, Nr. 5), die etwa ein Jahrzehnt später (1612—14) aufgenommen ist, als Bezeichnung für diesen Ort die der niederdeutschen sehr ähnlich lautende, aber zweifellos wendische Namensform Burow, die ursprünglich Burowe gelautet hat. Es scheint kein Anlaß vorzuliegen, hier eine Ungenauigkeit Lubins anzunehmen. Der Name paßt vorzüglich für eine wendische Siedlung in dieser Gegend. Bekanntlich erstreckte sich früher hier der große Wald östlich von Kolberg bis an den Jamundschen See. Burowe ist abzuleiten von bór (sprich bur) = der Wald; das dazu gehörige Adjektiv heißt burowy, also burowe pole oder sedlo = Feld oder Siedlung im Walde. Daß der Name nicht in älteren Urkunden erwähnt wird, beweist noch nicht, daß der Ort auch noch nicht vorhanden gewesen ist. Wir brauchen ja nicht gleich ein großes Dorf anzunehmen. Vielleicht war es ursprünglich nur die weltferne Waldsiedlung eines Menschen, der aus irgend welchen Gründen die Nähe seiner Mitmenschen mied. Solche Leute, Aechter genannt, sind uns ja bekannt aus der nordgermanischen Bauernwelt Islands. Warum sollte es ähnliches nicht hin und wieder auch bei den alten Wenden gegeben haben?

Das Dorf zerfiel früher nach seiner verwaltungsrechtlichen Zugehörigkeit in zwei Teile: den königlichen Anteil, auch Amt genannt, und den adligen oder ritterschaftlichen Anteil. Der erste Anteil zählte nach Brüggemann 1784 4 Kossäthen einschließlich Schulzen und Krüger, die etwas steuerbaren Acker hatten und 11 Büdner, die hauptsächlich Fischerei betrieben. Zum adligen Anteil gehörten 13 Büdner, die ebenfalls von Fischerei lebten. 1784 steuerte der adlige Anteil ebenfalls an das königl. Amt. Der adlige Anteil gehörte früher wohl zum Rittergute Großmöllen.

Als Flurnamen des adligen Anteils sind jetzt noch nachstehende im Gebrauch für folgende südlich der Dorfstraße hinter den Gehöften in westlich-östlicher Reihenfolge liegende Flurteile: 1. Kähler Berg; südlich davon 2. Vogelsang (früher offenbar ein Gebüsch); 3. Mullbrink (Mull = Mulde, brink ist im Niederdeutschen und Altnordischen ursprünglich = Hügel, dann Rand eines Ackers, Ackerrain, weiter: (niederländisch) grüner Anger; auch Rand eines Baches (vergl. englisch brink); 4. Steinring = Steinriege (Riege von mittelniederdeutsch ride, die (rije, rige) = Bach, Wasserlauf. 5. Kalksoll (Sol = Wasserloch, Pfuhl mit stehendem Gewässer, also wohl Pfuhl mit Mergeluntergrund, jetzt Wiese mit Mergelgrube). 6. Sejlappe, wohl = Segellappe, also Flurstück, das die Form eines Segels hat. 7. Holzdorf, ein Gehölz. Anschließend an diese Flurstücke erstreckt sich nach der südlich an dem Orte vorbeiführenden neuen Chaussee zu im westlichen Flurteil 8. die Große Brache, im östlichen 9. die Querbrache. Hierzu kommen noch nach dem Flurbuch auf dem Katasteramt: 10. Buschwiesen, 11. Bruchwiese, 12. Dünenplatz, 13. Hoher Berg, 14. Hohenbergwiese, 15. Faulbachland (Faulbach heißt der Graben hinter den Gehöften südlich der Dorfstraße), 16. Das große Stück, 17. Lambrechts- (auch Lamprechts-)hufe, 18. Lüdtkenhufe, 19. Lüdtkenstück, 20. Mittelbruch und Mittelbruchwiesen, 21. Ramelowland, 22. Rugenland, 23. Ueberland, wohl das über dem anderen höher gelegenen Land, 24. Wegweiserbrache.

Das Amt, am Ostende mit 7, am Westende des Dorfes mit 5 Gehöften, hat daneben nur wenige Flurnamen aufzuweisen. Noch im Volksmund im Gebrauch fand sich: 25. Holzstrand, Dünengelände und Wiese am westl. Eingang der Ortschaft, in der Nähe 26. der Mühlenberg und 27. Bütowsberg, bereits in der Nähe der neuen Chaussee (nach einem Besitzer Bütow, wie auch die Bezeichnungen 17, 18, 19, 21, 22 auf den Besitzer hinweisen). Neben Mullbrink (3) und Kahlen Berg (1) liegen laut Flurbuch auf Anteil Amt noch 28. die Buschwiesen, 29. die Brandkuhl und 30. die Stranddüne.

Leider sind die Mehrzahl dieser Flurnamen ins Hochdeutsche übertragen. Vielleicht findet sich in Bauerhufen ein Freund unserer Heimatschutzbestrebungen, der für alle Namen die alte plattdeutsche Form feststellte und vielleicht auch eine einfache Karte aufzeichnet, in der die Lage der einzelnen Flurteile eingetragen ist. —

Einige Bemerkungen zur pommerschen Orts- und Flurnamenforschung.

Von Professor O. Knoop, Stargard.

I.

Die Ergebnisse der sprachlichen Forschung entsprechen oft nicht der aufgewandten Mühe, und besonders die Deutungen unserer pommerschen und auch anderer Orts- und Flurnamen sind vielfach so willkürlich, unüberlegt und verkehrt, daß sie geeignet sind, die ganze slawische Namenforschung in Mißkredit zu bringen. Und doch besteht sie für Pommern zu Recht; denn wenn das Land am Meer auch altgermanischer Boden ist, so haben doch einige Jahrhunderte hindurch slawische Völker darauf gehaust, bis es seit dem 12. Jahrhundert von den Deutschen und für das Deutschtum wiedergewonnen wurde, nicht durch Eisen und Blut, sondern durch Pflug und Arbeit. Altgermanische Ueberreste aus vorslawischer Zeit sind vorhanden; die heimatliche Erde hat sie geschützt. Daß aber auch Sprachreste aus jener Zeit geblieben sind, wird sich schwerlich erweisen lassen außer bei dem Namen der Insel Rügen, der trotz aller Versuche deutscher und slawischer Forscher, ihn aus dem Slawischen zu deuten, doch von den alten germanischen Rügiern abzuleiten ist. Aber nicht den Wenden haben wir seine Erhaltung zu danken. Als die westlich vordringenden slawischen Horden auf die Insel kamen, hatten sie naturgemäß keinen Namen für das ihnen bisher unbekannte Eiland, sondern die nordgermanischen Völker und besonders die Dänen, die mit den Eindringlingen gewiß bald in irgendwelche Berührung kamen, haben ihnen denselben übermittelt. Aehnlich spricht sich auch M. Wehrmann in seiner Geschichte der Insel Rügen aus. Ob aber der Name von Stettin, aus dem man Stettin gern als vorslawische, germanische Siedelung erschließen möchte, vielleicht auch der von Bütow, den Cramer in seiner Geschichte der Lande Lauenburg und Bütow von den gewiß schon den alten Germanen bekannten Lauten ableitet, germanischen Ursprungs sind, ob die zahlreichen „rugen" Berge altgermanische Rüge- d. h. Gerichtsberge sind, wird man nicht beweisen können. Hier hilft alle gelehrte Tüftelei nichts, und wenn neuerdings Dr. Muchau in Brandenburg in einem in der Stargarder Zeitung (Juli 1922) erschienenen Aufsatz über die vorslawische Begründung der Stadt Stargard diesen Namen für eine Verderbnis aus altgermanischem „Stromgudingwarda" erklärt, so wird man sich beim Lesen einer so phantastischen Behauptung eines Lächelns nicht erwehren können; und wenn er ein weiteres Verzeichnis verspricht, in dem die Zahl solcher Namen verzehnfacht werden soll, damit man erkenne, wie hunderte von Ortsnamen an der Oder und Weichsel von den Slawen verfälscht worden sind, so fürchten wir, daß ihm von slawischer Seite ein Verzeichnis entgegengehalten werde, in dem die Zahl der verdeutschten, also nach seiner Meinung verfälschten slawischen Namen vertausendfacht ist. Es ist ja ganz natürlich, daß das

---

4. Die Hexe im Walde.

Vor vielen, vielen Jahren hatten sich da, wo jetzt Sorenbohm liegt, Leute angesiedelt, die durch die Fruchtbarkeit des Landes angelockt waren. In der Nähe lag damals ein riesiger Wald, und in diesem hauste eine schlimme Hexe. Wenn das Wetter still und ruhig war, konnte sie nichts ausrichten; sobald aber Sturm einsetzte, tobte und wütete sie umher. Sie lockte die Flut herbei, daß Wasser und Wellen die Menschen bedrängten und zum Verlassen von Haus und Hof zwangen. Da packte die Leute das Grauen, und sie zogen in die Fremde; das aber war der alten Hexe eben recht.

Einstmals kam ein junger Mensch aus weiter Ferne in die Gegend; dem gefiel die Fruchtbarkeit des Landes, und er beschloß, sich daselbst anzusiedeln. Er baute sich ein Haus und bestellte sein Feld. Doch nicht lange blieb er unbehelligt; auch ihn quälte die Hexe, wo sie nur konnte. Da beschloß er, die Hexe unschädlich zu machen. Er folgte ihr heimlich und machte ihre Wohnung ausfindig. Als Wohnung diente ihr aber ein hohler Baum, in dessen Innerem sie mit Kröten und Eulen zusammen hauste. Eines Abends versteckte er sich in der Nähe des hohlen Baumes, und als die Hexe sich schlafen gelegt hatte, warf er eine eiserne Kette um den Baum und versicherte sie mit mehreren Schlössern. Dabei sprach er: „So rin' in' Boom, du olle Hex'l" Dann sprang er flink davon. Und das war sein Glück. Denn es begann alsbald ein Wüten und Toben, als sei die Hölle losgelassen. Die Haare sträubten sich ihm, und er stürzte von dannen. Als er sich nach einer Weile umsah, war der Wald mitsamt der Hexe verschwunden; die Meeresflut hatte beide verschlungen. Er aber nannte sein Besitztum fortan: „So 'rin in' Boom!" Daraus ist allmählich der Name Sorenbohm geworden. (Mitgeteilt von Gertrud Mann in Neuhof.)

Die Entstehung der Sölle.

In unseren Gegenden findet man sehr häufig auf freiem Felde kleine, kreisrunde oder elliptische Teiche, die man Sölle, Pfuhle oder Borne nennt. Auf einer geologischen Karte oder einem Meßtischblatt kann man sehen, daß diese Wasserlöcher, die in manchen Fällen auch schon vertorft sind, in großer Anzahl vorkommen. Im Volke werden diese Sölle oft für Einsturzlöcher gehalten, und die verschiedensten Sagen beschäftigen sich mit ihrer Entstehung. Schlösser oder Häuser sollen hier früher gestanden haben, die dann für irgend eine Untat ihrer Bewohner tief in den Erdboden versunken sind. Infolgedessen soll es oft an solchen Stellen nachts „nicht ganz richtig" sein. Etwas Wahres liegt diesem Volksglauben auch wirklich zugrunde. Die Sölle können sehr wohl durch Einsturz entstanden sein, allerdings auf natürlicherem Wege, als die Sagen erzählen.

Die Gletscher der Eiszeit schoben unter sich ungeheure Mengen Sand, Schutt und Gesteine mit, die sogenannte Grundmoräne. Nach dem Abtauen des Eises blieb die Grundmoräne dann liegen, und jetzt bildet sie die Erdoberfläche unserer Heimat. In der Grundmoräne befanden sich aber auch viele große Eisblöcke, die dann beim Eintritt wärmerer Zeitalter im Mergelboden zurückblieben. Nur langsam konnten diese Eisklötze schmelzen, weil sie durch eine Schuttdecke vor den Sonnenstrahlen geschützt wurden. Schließlich taute aber auch dies Eis weg, und nun senkte sich allmählich oder ruckweise die darüberliegende Erddecke, und es entstand ein mehr oder minder tiefer Trichter, in dem sich bald Wasser ansammelte.

Es gibt auch noch eine andere Erklärung für die Entstehung der Sölle. Auf der Oberfläche der Gletscher taute beständig Eis weg, und das Schmelzwasser vereinigte sich zu Bächen, die dann schließlich in eine der zahlreichen Eisspalten stürzten. In diesen zerklüfteten Spalten hüpfte das Wasser nun von einem Eisvorsprung auf den andern und bekam so eine kreisende Bewegung. Erreichte das Wasser den Erdboden, so strudelte es dort ein Loch aus, das dann nach dem Rückzug des Eises zurückblieb. Oft lagen auch mehr oder weniger große Steine in den Spalten, die dann auch in dem Wasserstrudel herumgeschleudert wurden und nach und nach dadurch eine kugelrunde Form bekamen. Waren die Steine zu schwer, so wurden sie durch den Sand rundgeschliffen, den das Wasser im Strudel mit sich riß. Auf diese Weise sind sicher die kugelförmigen Steine entstanden, die man mitunter findet. Bei Torfarbeiten sind öfter auf dem Grunde des Moores solche Steinkugeln gefunden worden.

Beide Erklärungen haben viel Wahrscheinliches an sich, und man geht wohl nicht fehl, wenn man beide für richtig ansieht. Wohl sind manche dieser Teiche weiter nichts als alte Mergelgruben oder künstlich angelegte Entwässerungsgruben. Rechnet man diese nicht mit, so bleiben doch noch unzählige natürliche Sölle übrig, die man als Spuren der Eiszeit anzusehen hat. M. Lietz.

siegende Volk die Namen des unterworfenen entweder völlig beseitigt oder seiner Sprache anpaßt, und es ist auch ganz natürlich, daß die eindringenden Wenden die wohl nur geringen zurückgebliebenen germanischen Reste, soweit sie sie nicht totschlugen, im Laufe der Zeit so völlig wendisierten, daß von ihrer Sprache, und nur um die handelt es sich hier, nichts mehr erkennbar ist, wenigstens nicht mit völliger Sicherheit festgestellt werden kann. Gerade der Name von Stargard trägt so klar und deutlich slawische Form, daß sein wendischer Ursprung nicht erst bewiesen zu werden braucht. Der erste Teil des Wortes kommt auch sonst in pommerschen Ortsnamen vor, wie er sich auch bis heute noch in dem Namen des Sees Staritz bei Freienwalde erhalten hat. Und wenn Dr. Muchau behauptet, daß das slawische Wort Grod (Burg) erst aus der germanischen Sprache entlehnt sei, so beweise diese Entlehnung nur, daß die unzivilisierten Slawen schon in uralten Zeiten bei den Germanen in die Schule gegangen sind, wie sie ja auch Pflug und Mühle von ihnen übernommen haben. Daß, wie Dr. Muchau sagt, die alten Wenden, als sie sich an der Ihna niederließen, hier schon eine verlassene Befestigung vorfanden, ist wohl möglich. Es hätte dann in der Tat hier schon eine germanische Ansiedlung bestanden. Warum auch nicht? Irgendwo mußten doch die Germanen wohnen. Notwendig aber ist es nicht anzunehmen, daß die Wenden eine alte Burg vorfanden und deshalb ihren neuen Ort Stargard d. i. Altenburg nannten. Nach meinem Dafürhalten steckt der alte wendische Name der Stadt in der lokalen Bezeichnung „Land Usedom"; er hieß Usuom oder ähnlich, von slaw. „osna, osina" d. i. Espe, Zitterpappel (vergl. Heimatklänge, Beilage zum „Neuen pomm. Tageblatt" 1920 Nr. 2 und 1921 Nr. 12). Der Burgwall auf der Höhe aber wurde von den Wenden selbst zu ihrem Schutze angelegt (bezw. neu eingerichtet), und erst später wurde er zur fürstlichen Burg ausgestaltet, die ja eine recht primitive Anlage gewesen sein wird. Und als dann die Wenden sich bis zur Burg ansiedelten oder umgekehrt die Besiedelung von der Burg aus nach der Ihna hinab erfolgte, nannte man diese neue Ansiedelung nach dem alten längst vorhandenen Burgwall Stargard d. i. Altenburg.

Die phantastischen, an die zwar interessanten, aber über alles Maß hinaus gespannten Arbeiten eines Prof. Stuhl u. a. erinnernden Ausführungen Dr. Muchaus entbehren nicht eines gewissen politischen Hintergrundes. Aber was hat der mit den Untersuchungen über die Ortsnamen zu tun? Es steht ja fest, daß wir zwischen Weichsel und Oder einst germanisches Gebiet vor uns haben, und keines Feindes Neid kann diese historische Tatsache beseitigen. Gleichwohl mag es für jemand, der mit dem nötigen historischen und sprachlichen Wissen ausgestattet ist, eine interessante Aufgabe sein, nun nach Resten auch der germanischen Sprache in diesem einst germanischen Sprachgebiet zu suchen. Ob sie lohnend ist, bezweifeln wir. Eher scheint es möglich, in der westslawischen Sage altgermanische Ueberreste zu entdecken, wie andererseits wieder im pommerschen Lande, soweit es seit Jahrhunderten wieder deutsch ist, sich Ueberreste alten wendischen Volksglaubens erhalten haben mögen. Warum sollten wir nicht in rügenschen und mittelpommerschen oder in märkischen Sagen von dem gespenstischen Schimmel Erinnerungen an das weiße Roß des Swantewit sehen wollen? Und die Sagen des östlichen Pommerns insbesondere enthalten, wenn auch das Sagenmaterial im allgemeinen deutsch ist, doch zahlreiche Ueberreste slawischen Volksglaubens, so z. B. auch die Sagen von alten Feld- und Waldgeistern, die bei den Slawen bedeutend schärfer ausgeprägt sind als bei den Germanen. Und der Vampyrglaube, der sich vom äußersten Osten Pommerns bis in die Gegend von Stargard verfolgen läßt, ist in seiner wilden Ausgestaltung ursprünglich slawisch, nicht deutsch, wenn auch ein klar ausgeprägter Seelen- und Geisterglaube beiden Völkerfamilien gemeinsam ist.

II.

In seiner Sammlung von Orts- und Flurnamen des Kreises Pyritz nördlich der Pläne im letzten Bande der Balt. Studien (1922) hat Dr. Schmidt (S. 178 ff.) ausführlich über den Namen Dyadinkir gehandelt, den er für germanisch hält, während er doch der slawischen Sprache angehört. Er erscheint zuerst in einer Urkunde von 12[illegible] Schmidt zerlegt ihn in Dya (Dia = Dja) + dinkir und erklärt den ersten Teil durch Thiat, Thiet (Volk), z. B. in Thietmelle = Detmold), und den zweiten, dinkir, faßt er als den alten neutralen Stamm thingis, mit Uebergang des s in r. Das Wort würde also Volksthing bedeuten, d. h. eine Gerichtsversammlung, Gerichtsort. Der Name bezeichnet aber ein Gebüsch. Nach der von Dr. Schmidt gemachten Feststellung ist die Stelle des Gehölzes „ein fast ganz von Wasser und Sumpf umgebener Werder nordöstlich von Dobberpfuhl, zu dem nur ein schmaler Zugang führt, der auch von einem tiefen Graben durchschnitten ist, so daß der Ort ganz abgegrenzt ist". Ob das wirklich die von den Germanen mit Vorliebe gewählte Lage für Thingstätten gewesen ist, vermag ich nicht zu entscheiden, glaube aber, daß die freien Germanen auch einen freien, freiliegenden Platz für ihre Gerichtsversammlungen wählten, von dem aus sie auch Umschau halten konnten. Mir scheint gerade die Lage gegen den Ort als Gerichtsplatz zu sprechen. Dazu kommt noch ein grammatischer bezw. sprachlicher Fehler in Schmidt's Deutung. Er setzt (nach Förstemann) ein thingis als Urform. Wie kommt plötzlich ein nk statt ng in den Inlaut? Nach all den angeführten Beispielen sollte man dingir und nicht dinkir erwarten (vergl. auch poln. dyngus, in der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde Jahrg. 1920-22 S. 165).

Der Name ist aber slawisch. Er ist zu zerlegen in dyadin (1919 diadun) und kir. Der zweite Teil entspricht dem jetzigen polnischen Worte kierz d. i. Gehölz, Gebüsch. Eine Insel Kirr finden wir bei Zingst im Barther Bodden. Es ist dasselbe Wort. Die Insel, wenn sie es ursprünglich war, wird in wendischer Zeit mit Gebüsch bestanden gewesen sein. Dyadin und Diadun zeigen alte slawische Kasusendungen oder Bildungssilben, und Herr Professor Mucke hat mit seinem Hinweis auf ein polnisches dziedzin kierz vollkommen recht (S. 173 Fußnote) Er hätte diese Angabe gar nicht zu beschränken brauchen. Aber wahrscheinlich hat man ihm nur das Wort dyadinkir zur Deutung vorgelegt. Polnisch dziad bedeutet Großvater; möglich, daß es bei den Wenden auch eine andere Bedeutung gehabt hat. Sonst ist Muckes Uebersetzung durch Großvatergehölz richtig. Den Beweis für die Richtigkeit der slawischen Herkunft und meiner Ableitung von dziad und kir (kier, kierz) gibt aber die aus dem Jahre 1295 überlieferte, von den Erklärern nicht beachtete Nebenform dyaduwikir. Diese besteht ohne jeden Zweifel aus djad + uwi + kir, d. i. polnisch geschrieben: dziad + owi + kierz = dziadowi kierz, also etwa Gehölz eines dziad, womit eine bestimmte Persönlichkeit gemeint war. In dem uwi (uvi) finden wir dasselbe slawische Bildungssuffix wieder wie in Meduwi, d. i. die Madüe, der See von Medowo.

Damit fallen denn auch die Schlußfolgerungen, die Herr Dr. Schmidt zieht: daß nämlich dyadinkir ein aus der vorslawischen Zeit zurückgebliebener altgermanischer Sprachüberrest sei, der das Vorhandensein einer altgermanischen Thingstätte an dem Ort anzeige.

Auch ein zweiter Stützpfeiler dieser Meinung steht auf recht wackligen Füßen. Nach S. 147 heißt in einem Rezeß von 1815 ein Acker bei dem Dorfe Billerbeck Wiedsal, und S. 165 wird eine Wiezals Wiese bei Blankensee genannt, die nicht weit von jenem Acker gelegen und auf der Gutskarte von 1803 verzeichnet ist. Herr Dr. Schmidt stellt den Namen zusammen mit dem sicher erst von den deutschen Kolonisten eingeführten Namen Sedelberg im Kreise Saatzig, worin er einen Mittelpunkt einer germanischen Hundschaft erblickt. Auch das ist nicht richtig. Wiedsal ist weiter nichts als ein Weidensoll, ein von Weiden umstandener Soll oder Teich, der bei den genannten Ortschaften gelegen hat. Er ist verschwunden, der Name aber für den Acker und die Wiese beibehalten. Die Wörter Soll und Sal (mit getrübtem a), hochdeutsch Saal, stehen in Pommern vielfach nebeneinander.

Kleine Mitteilungen.

Verein für Heimatkunde, Köslin.

Nach [illegible]gerer Pause trat der Verein am 7. März 1924 mit [illegible]er Sitzung wieder an die Oeffentlichkeit, in der d[illegible]orstand über d[illegible] Entwickelung des Vereins im vergangenen Jahre berichtete. Die Tätigkeit hatte unter dem Drucke der wirtschaftlichen Nöte außerordentlich gelitten. Mit neuem Eifer soll jetzt ans Werk gegangen werden. Der Jahresbeitrag wurde auf 2 M. festgesetzt mit der Maßgabe, daß wohlhabende Mitglieder daneben einen ihren Verhältnissen entsprechenden Betrag als Spende geben möchten. Behandelt wurde auch wieder die leidige Raumfrage im Museum, die jeden Ausbau der schönen Sammlungen verhindert. Dr. Schulz klagte über mangelnde Unterstützung seiner Sagensammlung für den Kösliner Kreis, die vorläufig mit 105 Nummern abgeschlossen ist. Frl. Schweder legte die wertvolle älteste handschriftliche Chronik Köslins, die sogen. Wendlandtsche von 1740, vor. Mit Bedauern wurde festgestellt, daß dieses Werk bisher gar nicht genügend für die Ortsgeschichte ausgebeutet ist. Auch die Anfertigung einer Abschrift wurde angeregt. Besonderes Interesse erregten die der Chronik beigefügten Zeichnungen alter Bauwerke und Karten. Die nächste Versammlung findet am 10. 4. 1924 statt, in der Herr Pfarrer Magdalinski-Schwessin einen Vortrag über das Thema „Aus Glauben und Wissen der vorgeschichtlichen Germanen" halten wird. —

*

Der Gollenberg. Zu den in Nr. 2 von mir veröffentlichten Mitteilungen über den Gollenberg schreibt mir Herr Pastor Magdalinski in dankenswerter Weise: Die Schlußbemerkungen in meinem Aufsatz, daß man im Jahre 1905 auf Fundamente der ehemaligen Kapelle gestoßen sei, könne leicht zu dem Irrtum führen, daß von der Kapelle nichts mehr vorhanden sei. „Und doch habe ich", so fährt er fort, „im Sommer 1919 östlich ganz nahe am Kreuzdenkmal fast das ganze Fundament der ehemaligen Kapelle vorgefunden; die Steine liegen flach im Erdboden und schauen zum großen Teil aus dem Boden heraus. Beim Abschreiten fand ich folgende Maße: Die Längsseiten sind je 11 Schritte und die Schmalseiten je 9 Schritte lang. An den beiden Längsseiten springt das Gemäuer in einer Länge von je 5 Schritten um 3 Schritte vor."

Dr. A. Haas.

*

Aufruf an alle Plattdeutschen! Wer mit uns den Wunsch hat, die Lebensaufgabe Klaus Groths zu vervollkommnen, „der plattdeutschen Sprache den Platz zu sichern, den sie mit vollem Recht als ebenbürtige Schwester des Hochdeutschen beanspruchen kann", wolle gütigst seine Anschrift senden an die norddeutsche Heimatschriftstellerin Hela Sander, Leipzig, Reitzenhainerstraße 51. Wir brauchen für unser Werk die Hilfe des hochgebildetsten Gelehrten und Künstlers, der feinempfindendsten Frau und auch des einfachsten Mannes aus dem Volke aus Heimat selbst, aber auch aller, die im ganzen deutschen Vaterland zerstreut und weit über seine Grenzen hinaus leben.

*

Uns schöne Ossen! Das Motiv zu diesem Schwank (Unsere Heimat 1924, Nr. 3), dessen Schauplatz der Erzähler nach Kluß verlegt, ist in norddeutschen Märchen nicht unbekannt. Im Kreise Köslin selbst finden wir es in dem von Dr. U. Jahn in der Mundart von Kratzig aufgezeichneten Märchen „Dei Schpitzbuwmeista", abgedruckt in Balt. Stud. 36, S. 55 ff. Dieses Märchen behandelt die bei allen Völkern des Erdkreises, nach Herodot sogar schon bei den alten Aegyptern, beliebte Geschichte vom Meisterdieb. Doch scheint es in diesem Zusammenhang nicht ursprünglich zu sein, vielmehr aus einem anderen Märchen herüber genommen zu sein, das in sehr schöner Fassung in der prächtigen mundartlichen, nicht für Kinder bestimmten Märchensammlung aus Ostholstein von W. Wisser „Plattdeutsche Märchen" S. 23 unter der Ueberschrift „Bet de Kukuk röpt" enthalten ist. In hochdeutscher Mundart findet sich dieselbe Geschichte in der Märchensammlung von P. Zaunert „Deutsche Märchen seit Grimm" Bd. I, S. 394 „Böse werden". In diesen beiden schwankartigen Märchen handelt es sich nicht um einen Diebstahl, sondern der Knecht Hans verkauft beim Pflügen die Ochsen an einen vorübergehenden Schlächter, um seinen Herrn zu reizen, und steckt die vorher abgeschnittenen Schwänze in den Boden, um nachher zu sagen, die Ochsen seien im Morast versunken. S.